

Liebe Anwesende

Liebe Filmschaffende

Liebe Jurymitglieder des Filmpreises der Zürcher Kirchen

Ich freue mich, heute Abend hier zu sein – auch deswegen, das gebe ich zu, weil ich so die Gelegenheit habe, mit Ihnen eine Sorge zu teilen, aber auch eine Hoffnung. Wobei ich verspreche, mehr über die Hoffnung zu reden denn über meine Sorge.

Lassen Sie mich mit einem pathetischen Satz beginnen, denn auch das gehört zu einer Festrede: Die Zukunft, unser aller Zukunft, ist offen!

Aber düster.

Ich meine nicht nur die Krisen, Kriege und Katastrophen – die natürlich auch –, sondern unheimliche Muster des Denkens, des Wahrnehmens und des Fühlens, die sich in Zeiten wie diesen wieder einmal in unsere Köpfe einnisten.

Die Muster, die ich meine, haben das Potenzial, Gesellschaften zu spalten. Denn sie sind darauf angelegt, unseren Blick auf die Welt zu polarisieren – in ein «wir» und «die Anderen», in «Freund» und «Feind», in «schwarz» und «weiss». Solche Fronten sind der Nährboden für Vorurteile und Feindbilder, sie sind die Vorboten abscheulicher Ideologien und Kriege, die in deren Namen geführt werden.

Übertreibe ich? Ich fürchte nein. Man denke gegenwärtig bloss an die Ukraine, an Gaza, den Antisemitismus, an den grenzenlosen Hass im Netz, an all die Verwerfungen während der Pandemie, an den Faschismus, der aufs Neue kommt.

Wir leben in Zeiten, da Feindbilder wieder Hochkonjunktur haben. Wohin das führen kann – ich präzisiere: führen wird –, das wissen wir nur zu gut.

Soweit meine Sorge.

Die Hoffnung? Dass es noch nicht zu spät ist. Dass wir es noch in der Hand haben.

Wir, damit meine ich natürlich alle, jedoch heute Abend und in diesem feierlichen Rahmen ganz besonders uns, die wir mit Bildern Geschichten erzählen, die wir Filme machen oder Fotografieren. Wer also, wenn nicht wir, können die festgefahrenen Bilder in unseren Köpfen, all die Feindbilder, Vorurteile und Stereotype herausfordern – indem wir versuchen, andere Bilder in die Köpfe der Menschen hineinzutragen?

Um ein Beispiel für solche Stereotype zu nennen: Längst haben wir das Bild eines angeblich typischen Flüchtlings im Kopf – jung, männlich, muslimisch plus ein Dutzend Merkmale, die oft abwertend sind und die dann machen, dass wir *die* Flüchtlinge insgesamt als Bedrohung wahrnehmen, als anonyme Masse, die abgewehrt werden muss, ausgegrenzt und vertrieben.

Und was für *die* Flüchtlinge geht, das funktioniert auch für *die* Juden, *die* Muslime, *die* Schwarzen, *die* Obdachlosen, *die* Schwulen – alles vorgefertigte Bilder, fest verankert in unserem Kopf. Oft sind diese Bilder derart wirkungsmächtig, dass sie bereits in Gang kommen, sobald wir Ahmad sehen (oder nur schon von ihm hören) oder Corinna, Lotti oder Luca. Dann verengt sich unweigerlich unser Blickfeld und wir sehen nur noch «so einen wie Ahmad, diesen Flüchtling».

Ja, diese starren Bilder können unsere Phantasie, unsere Vorstellungskraft dermassen verstümmeln, dass wir uns gar nicht mehr ausmalen können, dass Ahmad eben mehr ist als nur ein Flüchtling, Corinna mehr als eine Obdachlose, Lotti mehr als eine arme alte Frau und Luca mehr als bloss so ein Drögeler.

Tatsächlich ist das der Witz von Stereotypen und Feindbildern: Sie verkürzen unsere Sicht auf die Welt derart drastisch, dass wir meinen: So ist es und anders kann es nicht sein!

Und genau deshalb ist es so wichtig, dass wir uns – auch und gerade mit Filmen – die Räume der Phantasie zurückerobern und wir uns immer wieder fragen: *Könnte es nicht auch anders sein?*

Dafür aber braucht es Geschichten, die Ahmad nicht immerzu auf seine Rolle als Flüchtling reduzieren oder uns suggerieren, im Leben des Ahmad sei alles dramatisch und traumatisch. Stattdessen sollten wir Geschichten erzählen, die auch Platz haben für berührende, belanglose, lustige, nervige, kuriose Momente. Geschichten, gerade nicht bereinigt sind von allen Widersprüchen, sondern bunt sind, schrill, schräg, kantig, körnig, ja, Geschichten, die auch das sind: so unglaublich normal.

Kurz und gut: Es braucht Geschichten, oder sagen wir es ruhig so: *wir* müssen Geschichten erzählen, die nicht die ewig selben Stereotypen bedienen und Ahmad, den muslimischen Flüchtling, in den Fokus nehmen. Sondern Geschichten, die uns ein Bild vermitteln von dieser einen, einzigartigen Person. Oder um es so zu sagen:

die bei uns am Ende nicht ein «Guckt mal, ein Flüchtling!» zurücklassen, sondern ein «Seht den Menschen!»

Dahinter steckt eine Haltung, die ich gerne radikale Menschlichkeit nenne. Andere auszugrenzen und zu entmenschlichen, fällt uns leichter, wenn wir uns einreden, sie seien nicht zu wie wir – verwundbar zum Beispiel. Deswegen heisst radikale Menschlichkeit: Im Anderen uns sehen, den Menschen, und nichts ausserdem. Was im Übrigen für alle Menschen gilt oder für keinen.

Radikale Menschlichkeit: Das klingt irrsinnig gut – und irgendwie christlich, habe ich mir sagen lassen –, einfach ist es aber nicht. Im Gegenteil, radikal menschlich sein ist furchtbar anstrengend. Allenthalben lockt das Versprechen des Simplen, des Bequemen, des «Lasst uns doch weiter in schwarz-weiss-denken».

Radikale Menschlichkeit ist indes unabdingbar, wenn wir Vorurteile reflektieren, Feindbilder zertrümmern und stattdessen Empathie erzeugen wollen. Denn wer kann schon kann Empathie zeigen für einen Stereotyp oder eine Schablone? Mitgefühl haben wir mit Menschen.

Das ist vielleicht, was ich am Allermeisten mit meiner Hoffnung verknüpfe: Dass es noch nicht zu spät ist, dass es uns noch möglich ist, mit Bilder-Geschichten den Menschen hinter dem Stereotyp hervorzuholen und auf diese Weise Feindbilder zu entzaubern.

Ob das wirklich gelingen wird? Und was es am Ende bringt? Wer weiss das schon.

Die Zukunft, liebe Menschen, ist offen.

Klaus Petrus